

ANDREAS MALESSA

Am Anfang war die Floskel

Sie werden lachen –
die Kirche meint's ernst

*Achte auf deine Gedanken,
denn sie werden Worte.
Achte auf deine Worte,
denn sie werden Handlungen.
Achte auf deine Handlungen,
denn sie werden Gewohnheiten.
Achte auf deine Gewohnheiten,
denn sie werden Charakter.
Achte auf deinen Charakter,
denn er wird dein Schicksal.*

Chinesisches Sprichwort

Im Text dieses Buches finden Sie keine Gendersternchen, Doppelpunkte in der Wortmitte, Unterstriche, Binnen-Versalien oder Endungs-X. Das ist keine Ablehnung der dringend notwendigen Bemühungen, Chancengleichheit für alle herzustellen, im Gegenteil: Diesem Ziel fühle ich mich als Autor verpflichtet. Allerdings glaube ich nicht, dass eine Verkomplizierung der Sprache und eine erschwerte Lesbarkeit die Ungerechtigkeiten beseitigen, sondern aktives Handeln im Alltag. Deshalb nutze ich an vielen Stellen die weibliche und die männliche Form, an manchen die geschlechtsneutrale Verlaufsform, an anderen nur die weibliche oder nur die männliche Schreibweise.

Inhaltsverzeichnis

Öfter als gedacht	9
1 / Ritter der Schwafelrunde.....	15
2 / »Die Worte hör ich wohl, ...«	21
3 / Klischees hasse ich. Wie die Pest.....	36
4 / Macht doch nix? Doch, macht was.	43
5 / Up to date und fresh.....	55
6 / Duftnoten setzen, Reviere markieren	69
7 / Leute von Farbe	79
8 / Jetzt übertreibst du aber!.....	99
9 / Hömma, Frollein! Gendern!.....	111
10 / Luthern Sie los, übersetzen Sie selbst!	131
Anmerkungen.....	138

Öfter als gedacht

Seltsame Corona-Zeit: Seit März 2020 ging in Erfüllung, was kein Christenmensch je zu träumen gewagt hätte: die Fußballstadien leer, die Kirchen voll! Also zumindest medial »voll«: Über eine Million Zuschauer im Lockdown sahen Fernsehgottesdienste im ZDF und in der ARD. Ungezählte Millionen hörten in öffentlich-rechtlichen Radioprogrammen das, was gemeinhin »Morgengebet« genannt wird. Zigtausende klickten sich auf Youtube durch mehr schlecht als recht gemachte »Streaming«-Gottesdienste. Kurz: Während in der physisch-analogen Welt die Zahl der Kirchenmitglieder weiterhin ins Bodenlose stürzt, hören in der medial-digitalen Realität mehr Menschen mehr »Kirchensprech« als je zuvor – also ein Insider-Vokabular, dessen Absender man sofort erkennt. Je nach Wortwahl und Sprechstil mag man

es »Lutherdeutsch« nennen, »Stuhlkreisbubble«, »Evangelikalisch« oder »Sprache Kanaans« – heraushören kann es jede und jeder, ob religiös un-musikalisch oder tiefgläubig. Dieses Spezialdeutsch näher zu beleuchten, hat Unterhaltungswert und bringt Erkenntnisgewinn. Versprochen.

Aber bleiben wir fair: Jede Berufsgruppe oder Fangemeinde entwickelt doch ihr eigenes Fachchinesisch, oder?

»Irgendwie mit, ein Stück weit, gleichsam unter den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen seiner vorläufigen Lern- und Erprobungsphase, dürfen wir das soziokulturelle Herkunftsmilieu des Kindes nicht außer Acht lassen«, sagt die Sozialpädagogin. »Auch nicht die potenziell pränatalen Prägungen«, fügt der Psychotherapeut hinzu.

»Wenn eine Schraube locker ist, liegt's meistens an der Mutter!«, sagt der Klempner. Er meint aber etwas anderes als die Sozialpädagogin und der Therapeut.

Erzieherinnen müssen beim Elternabend verstanden werden. Therapeuten wenden sich an Ratsuchende. Installateure an ihre Kunden.

Pfarrerinnen und Pfarrer jedoch – die wollen bei allen, wirklich allen »Gehör finden« und »verstanden werden«! Es gehört zu ihrer Aufgabenbeschreibung, zu ihrem »Verkündigungsauftrag«, zum »Missionsbefehl« des Jesus von Nazaret, sein Evangelium »aller Welt« zu sagen.

Alle, die mit Herzblut und Liebe zur Sache eine haupt- oder ehrenamtliche Tätigkeit in der Kirche ausüben – die also »ihrer Berufung folgen« –, wünschen sich und ihren Zuhörern Wow- und Aha-Erlebnisse. Das Gesagte soll ihnen rational einleuchten, emotional an die Nieren gehen und initial Beine machen. Katholisch Sprechende wünschen sich für ihr Publikum »das Tremendum und Faszinosum«. Evangelische »das Ergriffensein vom Betroffensein«. Und das am besten bei jeder Predigt an jedem Sonntag! Ach was, viel öfter: immer, wenn sie jene offiziell pastoralen Worte machen, die man in evangelischen oder katholischen Kindertagesstätten, Kindergärten, Schulen, Diakoniestationen, Beratungsstellen, Bildungszentren, Tagungshäusern, Rehakliniken, Krankenhäusern und Altenpflegeheimen gesagt bekommt.

Man kann sich über manche Stilblüten aus misslungenen »Sonntagsreden« amüsieren. Aber es geht mir nicht darum, mich über andere lustig zu machen. Stattdessen möchte ich Sie mit einem Augenzwinkern dafür sensibilisieren, was sich in manchen Bereichen sprachlich eingeschlichen hat – und wie es besser gehen könnte.

Millionen Grußkarten werden zur Geburt, zur Konfirmation oder Kommunion, zum Examen, zur Hochzeit, zu runden Geburtstagen oder Jubiläen und schließlich zur Beileidsbekundung für Hinterbliebene geschrieben, überreicht oder verschickt. Wenn was Sinnvolleres drinstehen soll als »Glückwunsch«, »Prost« oder »Bleib, wie du bist«, dann suchen selbst religiös desinteressierte Normalos urplötzlich nach Worten. Es geht um Worte, die etwas bedeuten. Den Gefühlen, Gedanken, Haltungen und Überzeugungen einen zutreffenden Ausdruck geben. Weil sie das Abstrakte verdinglichen, versinnbildlichen, verbalisieren. Es geht um Worte, die der Aussage Autorität verleihen und dem Anlass eine Bedeutung. Nicht um sprachphilosophische Spitzfindigkeiten einer zu-

sehends schwindenden Minderheit sonntäglicher Kirchgänger geht es mir in diesem Buch. Sondern um die Kommunikation jener Frauen und Männer im deutschsprachigen Raum, die – »dank« einer schrecklichen Pandemie – erstaunt feststellten: Die sprichwörtlich harmlose »Sonntagsrede«, die vermeintlich »salbungsvolle« Sprache der Gläubigen ist oftmals weder harmlos noch salbungsvoll. Sondern kann – zaghaft, aber mit etwas gutem Willen durchaus feststellbar – auch außerhalb der Kirchen verständlicher werden. Und im besten Fall sogar verstehend. Vielleicht »humanisiert« sie sogar manche vulgär und aggressiv gewordene Redeweise in den sozialen Medien.

Wann sie das tut und wie sie das wird – darum geht's. Augenzwinkernd satirische Randbemerkungen nicht ausgeschlossen. Was sich liebt, das neckt sich. Oder?

Andreas Malessa

1 / Ritter der Schwafelrunde

Wo, meinen Sie, wird am meisten geschwurbelt? Aussagelos gelabert, beschönigend umschrieben, wolkig angedeutet? In der Kirche? Im Rathaus, im Landtag, im Parlament?

Von wegen!

Nicht platt gelogen, aber auch nicht ganz wahr sind die Worte am häufigsten auf der Arbeit. In der Firma. Im Beruf: Ärzte im Krankenhaus müssen Unhaltbares versprechen («Ich komme gleich»), Verkäuferinnen im Kaufhaus müssen Freude vortäuschen («Aber gerne tausche ich Ihnen das um») und Handwerker müssen schamlos untertreiben («Geht ruck, zuck und kostet kaum was«).

Und das ist ja erst das gesprochene Wort. Unternehmen, die in ihren Prospekten, Newsletters oder persönlichen Kundenbriefen Luxusartikel anbieten

und eine »gehobene« Kundschaft anschreiben, verhoben sich bisweilen am philosophischen Gewicht ihrer Gedanken zur Corona-Pandemie:

»Das Udenkbare, das nur in der Obskurität unserer Vorstellungskraft Angesiedelte, hat sich mit unerhörter Wucht in unsere Sphäre hineingedrängt und an den Fundamenten aller Gewissheiten gerüttelt, sodass es eine mit Allwissenheit ausgestattete Instanz bräuchte, um zu ermessen, welchen Tuns es jetzt bedarf in der Daseinsfürsorge jedes Einzelnen.«¹

Ich habe 35 Jahre lang in etlichen Rundfunkanstalten Radiosendungen produziert oder live gestaltet, habe Fernseh-Talkformate moderiert und Dokumentarfilme gedreht. Als sich die Zahl der Gremien und Meetings erhöhte – all die Fortbildungsklausuren, Zielführungs- und Evaluierungssitzungen –, als sich die Steuerungs- und Lenkungsgruppen sowie ihre Hierarchien und Zuständigkeiten multiplizierten, als sich immer mehr Synergieprozess-Administratoren, Genehmigungsberechtigte und Profilschärfungs-Coaches über die Sendungen beugten, bis wir alle irre viel zu tun

hatten, aber nichts mehr produzierten – da hörte ich auf damit. Freiwillig und entnervt. An der sprunghaften Evolution des »Homo labor« wollte ich nicht mitwirken müssen.

Denn: Die ganz große Bühne für den Missbrauch der Sprache ist nicht die Politik oder die Religion, sondern schlicht die Abteilungssitzung. Dort, wo jenes Sprechtheater aufgeführt wird, dessen Drehbücher überall ähnlich klingen, seit es McKinsey und Roland Berger gibt. Auch im Handelskonzern und im Verlagshaus, in der Schraubenfabrik oder in der Bank, so erzählen es mir mitleidsvolle Freunde. Von Verwaltungsbeamten auf Behörden ganz zu schweigen. Eine Tragikomödie, über die seltsamerweise niemand lacht. Vielleicht wird sie aber mit einem Decoder erträglicher. Einem Übersetzer fürs Konkrete. Ich versuch's mal.

Chef sagt	Chef denkt/meint
Nach einer eher suboptimalen Orientierungsphase am Markt	Quartal ist scheiße gelaufen.
will ich jene Mitarbeitenden nicht alleine lassen,	schärfer kontrollieren.
denen die konzeptionelle Komplexität unserer Zielvereinbarungen noch nicht kohärent genug erschien.	Wollt ihr nicht oder könnt ihr nicht, Menschenskind!
Wir wollen die Klientel unserer Mitbewerber noch stärker ansprechen.	Jagt der Konkurrenz die Beute ab, ihr Pfeifen.
Ich möchte Sie alle mitnehmen und gerne ins Boot holen,	Euch mach ich Beine.
wenn wir im kommenden Quartal Geld in die Hand nehmen	Investitionskapital durch Lohnkürzungen generieren.
– ich kann da noch keine Hausnummer nennen –	Kostet vermutlich Millionen.
um nicht nur technisch-logistisch innovativer zu werden,	Es gibt da eine geile neue Software.
sondern auch unsere Human Resources zu relaunchen.	Kündigungen nicht ausgeschlossen.

Chef sagt	Chef denkt/meint
Künftige Anforderungsprofile setzen natürlich Ihre konstruktive Flexibilität voraus, aber	Alle machen alles, ist das klar?
– da bin ich ganz bei Ihnen –	Zustimmung bitte!
das werden wir prozessorientiert mit zielführenden Coachings und Fortbildungsmaßnahmen begleiten.	Mein Schwager ist schließlich Unternehmensberater.
Noch Fragen?	Wehe!

Sachbearbeiterin Müller beweist nun ihr engagiertes »Corporate Consciousness«. Sie hebt die Hand und fragt, wessen »Baustelle« das in der »unübersichtlichen Gemengelage« denn sei. Und wie man zu »priorisieren« gedenke, um »alles in trockenen Tüchern« zu haben, bis konkrete »Benchmarks« die neue »Marschrichtung« bestätigen würden. Die Kollegen in der Runde staunen über diese fachkundigen Rückfragen. Der Chef gießt sich Kaffee ein, angelt langarmig nach dem Milchkännchen, rührt um, nimmt einen Schluck, steht auf, öffnet das Fenster, setzt sich wieder und sagt dann: »Äh, ja.« Er presst die Fingerkuppen beider Hände vor dem

Gesicht zusammen wie ein buddhistischer Beter und schaut Frau Müller über den Rand seiner Brille prüfend an:

Chef sagt	Chef denkt/meint
Das ist natürlich erst mal nur ein Kommunikationsangebot,	Das weiß ich auch nicht.
mit dem wir im Sinne unserer gegenseitigen Wertschätzung	Irgendwie süß, die Müller.
und flachen Hierarchien zunächst die gemeinsamen Schnittmengen	Aufschnitt mitbringen auf dem Heimweg. Aldi an der Ampel. Nicht vergessen.
von Vorstand und Betriebsrat sondieren und auf ihr Realisierungspotenzial hin prüfen wollen.	Fragen Sie doch die Bedenkenträger und Bürokraten in diesem Laden.
Krisen sind ja immer auch Chancen, Frau Müller,	Fünf Euro ins Phrasenschwein.
und manchmal ist der Weg schon das Ziel!	Zehn Euro. Rekordplattitüde.
Es kann aus jeder Zitrone noch Limonade gemacht werden.	Kein Glücks-Keks beim Chinesen hätte es schöner formuliert.
Für den, der die Herausforderung annimmt. Positiv, meine ich.	Das müsste reichen.
Ich danke Ihnen!	Schnell raus hier. Geschafft!

2 / »Die Worte hör ich wohl, ...«

»Die Worte hör ich wohl, allein, mir fehlt der Glaube«, lässt Goethe seinen Doktor Heinrich Faust sagen. Das muss noch gar nicht der Glaube an Gott und Jesus sein, der da fehlt. Oft fehlt schon der Glaube an die gehörten Worte selbst.

Die *Wort-zum-Sonntag*-Parodie von Otto Waalkes (»»Theo, wir fahr'n nach Lodz.« Ist das nicht jener Theo in uns allen? Der in so wunderbaren Worten vorkommt wie Theologie, Theodorant, Tee-oder-Kaffee?«) ist seit über 40 Jahren ebenso ein Klassiker, wie es die Sketche von Lorient (»Weihnachten bei Hoppenstedts«) oder Heinz Erhardt sind (»Die Made«).

Aber Moment mal: Könnten *Sie* denn jedes Jahr etwa 120 Referate von 10 bis 20 Minuten Länge halten? Fast jeden zweiten Tag ein Thema recher-

chieren, es strukturieren, die Sätze formulieren, sich einprägen und rhetorisch gut vortragen – vor dem immer gleichen Publikum?

Ortspfarrerinnen und -pfarrer sollen das. Man nennt es »predigen«. An 52 Sonntagen und einer Handvoll kirchlicher Feiertage, bei wöchentlich etwa einer Beerdigung und monatlich mindestens einer Trauung. Tischreden bei Jubiläen und Empfängen noch gar nicht mitgezählt. Weil die Zuhörerschaft meist ortsfest ist, wollen die Vortragenden natürlich keine Textbausteine, keine abgedroschenen Beispiele und keine ausgelutschten Zitate verwenden.

Was letztes Jahr Ostern und Heiligabend in etwa gesagt wurde, wissen die meisten vielleicht noch.

Alles soll »frisch« und »unverbraucht«, »nie langweilig«, möglichst sogar »überraschend« getextet sein. Das verlangen die Predigenden nicht nur von sich selbst, das erwartet auch die Gemeinde: Da sitzen der Außendienstvertreter für Bodenbeläge und die Marketingfrau für Pflegeprodukte, die sehr gut wissen, wie heutzutage »verkaufen« geht. Das Publikum ist anspruchsvoller geworden, auch und gerade das kirchliche.

Jetzt sollen also in der Predigt die Botschaft der Bibel, das Wesen und Wollen Gottes, die Haltung der Kirche, das Leben der Leute, die Lösungsmöglichkeiten für ihre Probleme und der aktuelle Zustand der Welt – am besten »ganz authentisch« – so zur Sprache kommen, dass zum Schluss ein warmerherziger Trost (der »Zuspruch«) oder ein motivierender Tritt in den Hintern (der »Anspruch«) dabei herauskommen!

Das ist nicht schwer. Es ist unmöglich.

Woher der verschwurbelte »Kirchensprech« kommt, ist leicht nachzuzeichnen: Jedem Sonntag des Jahres sind Bibeltexte zugeordnet, die »auszulegen« und »anzuwenden« den Pfarrerinnen und Pfarrern empfohlen wird, damit die Gemeinde alle wichtigen Textpassagen der Bibel mal gehört hat und über die Jahre eine thematisch »ausgewogene Kost« bekommt.

»Perikopenreihe« heißt dieser Predigtplan und wer sich daran hält, reitet schon mal nicht wiederholt auf privaten Lieblingsthemen herum.

Was aber will die Bibel (eine 66-Bücher-und-Briefe-Sammlung aus rund 1000 Jahren Entste-

hungszeit) »uns heute« (einer multikulturellen Industriegesellschaft aus immer ausdifferenzierteren Lebenswelten) sagen?

»Ganz einfach: Das, was sie sagt!«, sagen Fundamentalisten. »Ist ja wortwörtlich Gottes Wort, was da steht.«

Wenn's denn so einfach wäre: Jesus sprach aramäisch und hat uns keine Zeile aus eigener Feder hinterlassen. Die ersten Jünger übersetzten seine Worte mündlich ins Hebräische, später notierten sie das Gehörte und Erinnertere schriftlich ins Griechische. Was also tat Martin Luther in den nur elf Wochen zwischen Dezember 1521 und Februar 1522 auf der Wartburg, als er das Neue Testament aus dem Griechischen ins (damals übliche) Deutsch übersetzte?

Er übersetzte die Übersetzung zweier Übersetzungen. Wenn Sie das Neue Testament in Luthers Übersetzung von 1522 lesen, verstehen Sie kaum mehr was. Mittelalter halt. Deshalb gab es bald und immer wieder »revidierte« Bibeln. Legen Sie nun die Lutherbibel von 1912 neben die Basis-Bibel von 2021 und bedenken Sie, dass noch zwei Dutzend andere Übersetzungen im Umlauf sind.

Welche davon ist denn nun »das unverfälschte Wort Gottes«?

Warum muss in der Kirche überhaupt aus der Bibel zitiert werden? Ginge nicht auch das Grundgesetz, die Menschenrechts-Charta oder ein guter Leitartikel aus der *Süddeutschen*? Weil Christen an der Grundüberzeugung festhalten, dass Gott »durch« die Bibel zeitlos aktuell und individuell treffend zu uns heute »spricht«; dass es also weder ein verstaubter Historienschinken noch ein starres Gesetzbuch ist, sondern tatsächlich Gottes »lebendige«, das heißt, sich im Leben bewährende, Anrede.

»In der Bibel stehen lauter alte Geschichten, die jeden Tag neu passieren«, sagte Schriftstellerin Ricarda Huch. Auf die Frage, warum man überhaupt Bibel lesen oder sie hören sollte, antwortete der Kabarettist Hanns Dieter Hüsch: »Weil du auch drin vorkommst!«

Nun gut, »gut getroffen« und »gespiegelt« sehen könnte man sich auch in Grimms Märchen oder Goethes Gesamtwerk. Warum macht man es in der Bibel? Weil sie die Absichtserklärung, die

»Offenbarung« Gottes ist, kurz: die für Christen »heilige« Schrift.

Aber ist das dort schwarz auf weiß Notierte auch das ursprünglich mündlich Gemeinte?

Stellen wir uns vor, in 500 Jahren findet eine japanische Archäologin in den Sedimenten unter Köln das Foto eines Teenagers, auf dem steht: »Der Junge schlägt nach seiner Mutter.« Aha, denkt sie empört, was für ein respektloser Rotzlöffel! Nein. Gemeint ist ein Junge, der seiner Mutter ähnlich sieht und sich ähnlich verhält wie sie. Das merkt die Archäologin aber erst, wenn sie sich für unseren allgemeinen Sprachgebrauch, unser Familienleben und den kulturellen Kontext des Dokuments interessiert. Wenn sie also den vorgefundenen Satz »historisch-kritisch« in seinen Zusammenhang stellt. »Kritisch« im Wortsinn übrigens: unterscheidend, sortierend. Nicht »ablehnend«, wie konservative Kritiker des historisch-kritischen Lesens gern unterstellen.

Deshalb studieren Prediger bei der Vorbereitung ihrer Vorträge hebräische und griechische Wörterbücher und Auslegungskommentare. Dicke

Wälzer von hochmögenden Theologen, in denen beispielsweise steht, wie andere diese Bibelpassage ausgelegt und angewendet haben. Hörprobe gefällig?

»Wohl wird die Sünde zu ihrem letzten frevelnden Ausbruch getrieben, dem der Gerichtsschlag ein Ende macht. Aber wenn gerade diesem hoffnungsvollen Ende gegenüber die göttliche Selbsthingabe in unerhörter Verschwendung ihrer Gaben sich selbst überbietet, so spricht daraus ein zu letztem Opfer bereiter Personwille, der auch das Leiden der Verkennung und Zurückstoßung willig erträgt, um sein Ziel zu erreichen.«²

Bitte was?

Kein Mensch an einem kirchlichen Rednerpult des 21. Jahrhunderts hat das (hoffentlich) so wiederholt, aber »Kirchensprech«-Vermeidung fängt für Theologen oftmals damit an, schon die »Auslegung« eines Bibeltexes übersetzen zu müssen.

Sie kennen das übrigens auch: Lesen Sie Ihrer Partnerin, Ihrem Partner die Betriebsanleitung einer Hightech-Küchenmaschine vor. Oder die Rechtsbehelfsbelehrung eines Formulars vom Jobcenter, vom Finanzamt, vom Amtsgericht. Die

Erklärungen erklären nichts, was man auf Anhieb verstehen könnte. Von AGB und Datenschutzbestimmungen ganz zu schweigen.

So, jetzt aber Tempo, Frau Pfarrerin. Nur noch ein halber Nachmittag bis zum Abendgottesdienst. Text her. Text her!!!

Was macht die gehetzte Pfarrerin, der gestresste Prediger? Sie ersetzen altertümliches Lutherdeutsch («sintemal sich's viele unterwunden haben ...») und salbungsvolles Geschwurbel der Fachliteratur («das sich darin offenbarende Wunder der selbstverleugnenden Güte Gottes enthüllt das tiefste Geheimnis ...») durch die wolkgeweiche Allen-wohl-und-keinem-weh-Sprache der Selbsterfahrungs-Stuhlkreise in den 1970ern: »Wir wollen Verschüttetes freilegen, unseren Ideen nachspüren, eigenen Impulsen trauen, angst- und sanktionsfreie Räume ausprobieren, uns fallen lassen und dadurch Momente der Dichte ausleben.«³

Was wollen die?

Altbackene Allgemeinplätzchen, Sprach-Kekse der gedanklichen Verbröselung, entstehen immer

dann, wenn man Verben substantiviert («das dort Erlebte, Gehörte und Diskutierte»), sie dann in den besitzanzeigenden Genitiv setzt («der Kirchentag wird ein Fest des Hinschauens und des Wahrnehmens sein», »wir wollen Zeiten des Laufens, Stehens und Innehaltens haben») und wenn man Personen nicht benennt, sondern kurvig umschreibt («allen Zweifelnden und nach Zuspruch Verlangenden sei versichert ...«).

Wenn Sie so was *schriftlich* vor sich haben («allen Ermöglichenden dieses Krafraums der Vergemeinschaftung ist herzlich zu danken»), ahnen Sie noch, was gemeint war, und übersetzen es im Stillen für sich: Ach guck, der Meier hat fürs Gemein-dehaus fett gespendet und Müllers haben es ehrenamtlich renoviert, wie schön. Wenn Sie es aber nur *hören* und ständig überlegen müssen, wen und was der Sprecher konkret meint, dann ist das anstrengend und ermüdend.

Otto Waalkes' *Wort-zum-Sonntag*-Parodie ist bei uns ein Klassiker? Bei den Briten ist es Rowan Atkinson alias Mr. Bean. Wie er in der Kirche mit dem Schlaf kämpft, zur Seite an die Schulter seines Banknachbarn kippt und nie weiß, wann man

zum Singen aufsteht. Das Erschütterndste an diesem Sketch ist die Tonspur, finde ich: »Es predigt« da in einer Nichtsprache. Eine männliche Stimme erzeugt ein gleichbleibendes Geräusch. Einschläfernd wie der stetig gluckernde Bergbach vor dem Fenster einer Ferienwohnung.

Wenn »es predigt«⁴ – lutherstolz, salbungsvoll oder yogadeutsch –, geben selbst hartgesottene Vortragshörer irgendwann auf. Ihre Gedanken schweifen ab. Männer denken ans »Tor des Monats« aus der gestrigen *Sportschau*, Frauen an die Zutatenliste eines Backrezepts für heute Nachmittag. Klingt jetzt genderpolitisch unkorrekt, ist aber nur selten umgekehrt.

Predigtbashing ist deshalb billig zu haben. Erst recht von Besserwissern, die vermutlich noch nie zwei Mal auf dieselbe Kanzel mussten. Von Ulf Poschardt beispielsweise, der aus warmer *WELT*-Redaktionsstube heraus evangelische Heiligabend-Predigten als zu links, zu grün, zu moralisierend, zu gutmenschenkitschig verhöhnte.⁵ Sofort gab's vielstimmigen Applaus von jenen Rechten, denen sowieso jede Predigt zu »politisch« ist, solange sie nicht ihre eigene politische Meinung propagiert.

Vielleicht etwas redlicher, aber kaum weniger polemisch kritisierte schon 2016 der katholische Politik- und Kommunikationsberater Erik Flügge in seinem Buch *Jargon der Betroffenheit*, dass die Kirche eben daran »verrecken« würde.⁶ Das ist bisher nicht passiert, trotz aller Austrittszahlen. Totgesagte leben länger, mahnt uns die Geschichte, weil ja immer wieder lebensverlängernde Intensivmediziner ans Bett des kranken »Kirchensprech« treten. Erik Flügge selbst zum Beispiel und sein löbliches »Studienprogramm für crossmediale Glaubenskommunikation« an der theologischen Fakultät der Uni Bochum. Er wolle zeigen, dass man »fernab aller Hierarchien, Posten und Ämter Relevanz erzeugen kann«, erklärte er zum Start des Studienprogramms.

Relevanz erzeugen, ja richtig. Aktualitätsbezug herstellen. Raten Sie mal, *wann* folgende Sätze gepredigt wurden: »Dem Shutdown des Lebens stellt Gott das offene Grab des Auferstandenen entgegen.« Muss das erste Corona-Ostern 2020 gewesen sein, oder? »Trotz Social Distancing und Hass in den sozialen Medien schenkt uns Gottes Geist Verständigung und Verstehen über ethnische

Grenzen hinweg.« Ach ja, Pfingsten 2020 und die Rassismusdebatte. »Auch wenn wir nur digital verbunden sind, stehen wir doch gemeinsam an der Krippe Jesu.« Ganz klar: Das einsame Online-Weihnachten 2020. »... dessen in Armut und Angewiesenheit gehüllte Gestalt bereits das Kreuz des Leidens erahnen lässt« – er ahnt, der Lockdown geht noch bis Karfreitag 2021 –, »aber stets unter seinem Schutz und der Sonne der Gerechtigkeit weiterhin mit uns gehen wird, in Ewigkeit.« Der weltweite Verteilungskampf um den Impfstoff und die Angst vor mutierten Viren gehen noch jahrelang so weiter, fürchtet er.

Der Versuch, die aktuelle Situation irgendwie in eine biblische Szene hineinzutragen oder, umgekehrt, die biblischen Verhältnisse irgendwie zu unseren heutigen zu machen, ist aller Mühen und sprachlichen Sorgfalt wert und sprüht wunderbare Funken, wenn er gelingt. Er bringt aber auch realsatirische Stilblüten hervor: Als sich Weihnachten 2019 der Bamberger katholische Bischof Ludwig Schick über empathielose Egoisten ärgerete, bezeichnete er diese als »nicht betlehemkonform«⁷. Grübelndes Fragen im Fränkischen:

Schiedsrichter pfeifen »regelkonform«, Juristen entscheiden »verfassungskonform«, was aber ist »betlehemkonform«, wo doch jedes Kind lebhaft erinnert, wie herzlos der Wirt im Krippenspiel das hochheilige Paar abwies?

Apropos Kind: Von einem vorpubertären Konfirmanden zitierte Friedrich Kramer, Bischof der evangelischen Landeskirche Mitteldeutschlands, bei einer Veranstaltung den Satz: »Die Oblate schmeckt, wie das Gesangbuch riecht.«⁸

Gemeint ist: Staubig. Trocken. Muffig. Alt halt.

Aber wenn eine Predigerin jeglichen »Kirchensprech« vermeidet und sich traut, das zu tun, was alle fordern: »authentisch«, »ehrlich«, »offen« sprechen, »frei von der Leber weg Ross und Reiter nennen«? Dann rappelt's im Karton, aber hallo: Nachdem im Dezember 2019 der Antrag der Grünen im Bundestag mit 495 zu 117 Stimmen abgeschmettert wurde, Minderjährige und besonders Schutzbedürftige aus den katastrophalen griechischen Flüchtlingslagern heraus nach Deutschland zu holen, wettete Pastorin Annette Behnken aus Loccum am 7. März 2020 im *Wort zum Sonntag*: »Da muss sich doch jedem Europäer, jeder Euro-

päerin der Magen rumdrehen! Bilder, die zeigen, wie Grenzschrützer Luft aus Flüchtlingsbooten lassen wollen, damit die Fliehenden untergehen. Wir müssen auf die Straße gehen, Everydays-for-Future-and-Humanity. Wir müssen die Parlamente stürmen, in denen Neofaschisten sitzen und uns in Schockstarre verfallen lassen. Die EU zahlt 700 Millionen Soforthilfe. Nicht etwa für Flüchtlinge, sondern dafür, sie uns vom Hals zu halten. Europa? Mit Verlaub: Ich könnte kotzen!« Die politischen Gegner reagierten wie erwartet reflexhaft: »Gebührenfinanzierter Irrsinn!« stand im AfD-Mitgliedermagazin zu lesen. Als »Unwort zum Sonntag« titulierte das Rechtenportal *Tichys Einblick* Frau Behnkens Auftritt. Die EKD unterstützte das Geschäft der Schlepper und sollte sich auf ihr Kerngeschäft besinnen, anstatt auf Seenotrettung und Gendersternchen, war noch Monate nach Frau Behnkens *Wort zum Sonntag* in einem evangelikalen Nachrichtenblatt zu lesen.

Aber, mal rein stilistisch-rhetorisch betrachtet: Wer das wohlfeil ausgewogene Stuhlkreisgesülze vieler Kirchenvertreter belächelt, sollte solche